



Emma Stonex

SUNSHINE MAN

Roman

Aus dem Englischen von Eva Kemper

 FISCHER



Erschienen bei FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel »The Sunshine Man« bei Picador,
an imprint of Pan Macmillan, London, UK.
Copyright © Emma Stonex Ltd 2025
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-7587-0040-8

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

*Für CERO und EKRO,
in Liebe*

Es muss ein herrliches Gefühl sein, wieder frei zu sein.

Aus Brendan Behan, *Borstal Boy*

I

1

Die Woche, in der ich einem Mann in den Kopf schoss, fing ganz normal an. Ich wachte zur üblichen Zeit auf, um Viertel nach sechs, es war noch dunkel draußen. Am Rasseln und Glucksen hörte ich, dass die Heizung ansprang. Tom schlief noch, seine nackte Schulter schien blass im Mondlicht. Ich drückte meine Nase an seinen Hals und atmete seinen vertrauten Geruch nach leicht versengtem Holz und dem Inneren der Keksdose ein.

Im Dunkeln zog ich mich an und ging nach unten. Es war ungewohnt still. Ich zog die Vorhänge auf und sah, dass es nachts überraschend geschneit hatte, der Wetterbericht hatte es nicht vorhergesagt. Der Schnee lag mehrere Fingerbreit dick auf der Gartenbank, und auf dem Vogelbad war die Schicht so rund wie eine Hochzeitstorte. In unserem Dorf in Wiltshire schneite es nie. Alle anderen Ecken des Landes bekamen etwas ab, nur wir nicht, die ungenutzten Schlitten der Kinder hingen wie Fledermäuse in den Schuppen. Ich schaltete das Radio ein. Ein DJ, den ich nicht mochte, war für jemanden eingesprungen und spielte überschwängliche Songs aus Broadway-Musicals. Ich kochte Tee. Die Milch schüttete ich weg, sie war schon abgelauften, dann bestrich ich zwei Scheiben Toast mit Butter und setzte mich in meinen Hausschuhen an den Tisch. Der Toast hatte die Konsistenz von Pappe; beim Kauen hörte ich meinen Kiefer knacken.

Die Musicalsongs wurden von den Nachrichten abgelöst. Flugzeugabstürze und ihre Folgen, sinkende Arbeitslosenzahlen. Das Telefon klingelte. Ich nahm ab.

»Es passiert heute«, sagte sie. »Tut mir leid wegen der kurzfristigen Vorwarnung, es gab Änderungen.« Gegen zwölf, vermutete sie, so etwas wurde normalerweise vor dem Mittagessen erledigt.

Es kam mir vor, als müsste meine unmittelbare Umgebung irgendwie reagieren. Als müsste der Herd in Flammen aufgehen oder ein Stuhl umkippen. Aber nichts geschah. Auf dem Tee lag ein öliger Film, der bebte, als ein Kieslaster vorbeifuhr. Es war so weit. Er wurde entlassen.



Tom kam in einem gebügelten Hemd herunter, und mir fiel ein, dass er heute eine wichtige Besprechung hatte. Er würde in Bath übernachten. »Wer war das?«, fragte er. Ich antwortete, jemand habe sich verwählt.

»Du hast mit ihm gesprochen.«

»Ja. Ich habe ihm gesagt, dass er sich verwählt hat.«

Er sah in den Brotkasten. »Und es hat geschneit. Muss man glatt im Kalender anstreichen.«

»Stimmt.«

Er gab mir einen Kuss. »Die Kinder werden begeistert sein.«

Ich drehte mich zur Spüle und wusch ein Glas ab, das schon sauber war. In einem anderen, gewöhnlichen Leben würde ich unsere Kinder mit Pullovern und Fäustlingen warm einpacken, die Schlitten von der Wand nehmen und den Kamin anzünden, damit wir in ein kuschlig warmes Haus zurückkommen könnten.

»Haben die Schulen auf?« Tom goss Kaffee randvoll in eine Tasse des Fußballvereins Chippenham.

»Das hoffe ich«, sagte ich. »Ich habe heute viel zu tun.«

»Was denn?«

Ich drehte den Wasserhahn zu. »Besorgungen.«

»Ah. Alles klar.« Die hörbare Sorge meines Mannes wich einem verschwörerischen Ton; offenbar glaubte er, es würde um seinen Geburtstag nächsten Monat gehen. Dabei spielte dieser Gedanke bei meinem Vorhaben absolut keine Rolle, und es erschien mir wie eine furchtbare Lüge, das nicht richtigzustellen.

»Ich dachte, falls der Unterricht doch ausfällt, frage ich deine Mutter«, sagte ich.

»Gute Idee.« Er kochte Wasser in einem Topf auf und ließ ein Ei hineingleiten, so behutsam, als würde er einen Fisch freilasen. »Willst du auch eins?« Er hob den Blick. »Bridget?«

»Ich habe keinen Hunger.«

Er bemerkte die nur angebissene Toastscheibe. »Geht's dir nicht gut? Du wirkst, als wärst du ganz woanders.«

»Nein, alles in Ordnung.« Ich öffnete den Kühlschrank. »Hier. Ich habe dir ein paar Sandwiches gemacht.«

»Du bist toll«, sagte er und nahm sie entgegen. »Ich sehe mal lieber nach, ob die Bahnen fahren.«

»Tun sie. Gerade kamen die Verkehrsnachrichten.«

»Na, Gott sei Dank. Es musste sich unbedingt heute aussuchen, oder? Das Wetter, meine ich.«

Meine Hand zitterte, als ich die Tür schloss. »Was meinst du?«

»Greg und diese verdammte Präsentation«, antwortete Tom, der nichts bemerkt hatte. »Wenn die noch mal verschoben wird, ist die Hölle los, das kann ich mir dann ewig anhören.« Er kratzte an einem Flecken auf der Spitze seiner Krawatte. Am Oberkopf waren seine Haare fast komplett grau geworden. Wir

waren erwachsen geworden. Weiterentwickelt hatte ich mich nicht.

»Ich rufe die Schule an«, sagte ich, als der Eierwecker loschrillte.

Die Leitung war besetzt. Bei meinem zweiten Versuch meldete sich jemand im Sekretariat und sagte, die Schule sei wie üblich geöffnet. Ich war erleichtert. Die nächste Stunde plante ich in drei Abschnitten: Zwanzig Minuten, um die Kinder mit Frühstück zu versorgen. Zwanzig Minuten, in denen ich sie vor dem Fernseher parkte, damit ich eine Tasche packen konnte, die achtzehn Jahre lang darauf gewartet hatte, in denen ich mit Wilma ausmachte, dass sie die Kinder abholen würde, und ihre Schultaschen und Philippas Essensgeld holte. Zwanzig Minuten, um sie schließlich zur Schule zu fahren. Wenn ich früher an diesen Tag gedacht hatte, war ich in meiner Vorstellung in Panik geraten. Jetzt, da er gekommen war, blieb ich ganz ruhig.

Ich ging nach oben, wo Philippa sich unter der Bettdecke abmühte, ihre Strumpfhose anzuziehen.

»Es ist kalt!«, klagte sie, als ich ihr sagte, sie solle aufstehen, dann sei es einfacher.

»Es hat geschneit.« Ich zog die Vorhänge zurück. »Schau mal.«

Sie strahlte. »Haben wir heute frei?«

»Leider nein.«

Sie stand auf und ging zum Fenster, die Strumpfhose zerknüllt um die Knöchel, die Haare am Hinterkopf wie ein Nest aus gesponnenem Zucker. Ich liebte sie so sehr.

»Es sieht aus wie Narnia«, sagte sie. »Dürfen wir raus?«

Mir standen sofort nasse Schuluniformen und Föhne vor Augen. »Später. Oma holt euch ab.«

Sie drehte sich zu mir um. »Warum?«

»Dad ist heute Abend nicht zu Hause. Und ich muss eine Freundin besuchen.«

»Welche Freundin?« Philippa war ein misstrauisches Kind, bei dem man jeden Verdacht zerstreuen musste.

»Eine alte aus der Schule«, sagte ich.

»Wie alt?«

»So alt wie ich.«

»Du bist nicht alt.«

Ich half ihr ins Unterhemd und gab ihr einen Kuss auf die Schulter. »Ich bin älter als du.«

»Wie heißt sie?«

»Peggy.« Das war der Name einer Figur in dem Buch, das ich gerade las.

»Wo wohnt sie?«

Ich zog den Reißverschluss ihres Kleides hoch und drückte meine Stirn an ihre. Von nahem sah ich die Goldsprenkel in ihren Augen. Solche Augen habe ich mir immer gewünscht. Ganz anders als meine.

»So viele Fragen«, sagte ich.

»Du sagst immer, ich soll Fragen stellen.«

»Sie ist im Krankenhaus.« Ich legte ihr Nachthemd zusammen.

»Stirbt sie bald?«

»Vielleicht.«

Der Kater kam hereingeschlichen. Philippa richtete ihre Aufmerksamkeit auf ihn, während ich ihr Nachthemd unter das Kissen schob und sanft darüberstrich. Bei Joe würde es nicht so schwierig sein, das wusste ich. Er schlief nebenan noch, die Wangen gerötet, die Wimpern kleine Kommas. Er war schwer und verkuscht bei unserer Guten-Morgen-Umarmung, klammerte sich an meinen Hals, sein verschwitzter Hase steckte zwi-

schen unseren warmen Körpern. Ich warf einen Blick auf die Uhr an der Wand.

»Na komm, Schätzchen, ziehen wir dich an.« Auf dem Ärmel seines Danger-Mouse-Schlafanzugs war ein Fleck Marmite, was mich unverhältnismäßig stark beunruhigte –, vielleicht würde Tom es nicht bemerken oder nicht wissen, dass er den Schlafanzug in die Waschmaschine stecken musste, und deshalb würde der Fleck bleiben, so viele Tage, wie ich brauchen würde, um zurückzukommen.

Joe folgte mir nach unten und kreischte begeistert, als er den Schnee sah. Er öffnete die Hintertür der Küche und setzte seinen Stoffhasen in eine Wehe, um ihm zu zeigen, wie kalt sie war. »Siehst du? Wie am Nordpol.« Der Kater war in den Garten gelaufen, er thronte hochmütig auf einem verschneiten Zaunpfosten und musterte mich mit seinen stechend grünen Augen. Wir beide hatten noch nie etwas füreinander übriggehabt. Irgendwo bellte ein Hund. Der Kater sprang auf den Boden und verschwand.

»Kann ich Coco Pops haben?«, fragte Philippa und baumelte mit den Beinen gegen den Tisch, während sie ein Bild ausmalte. Mir kam der Gedanke, dass ich nachher keine Zeit zum Aufräumen haben würde.

»Kannst du«, sagte Tom. »Aber darfst du auch?«

»Darf ich?«

»Nein«, sagte er. »Davon gehen deine Zähne kaputt. Außerdem haben wir keine Milch.« Er drehte sich zu mir um und knöpfte seine Jacke zu. »Kannst du nachher welche besorgen?«

Ich nickte.

»Erdnussbutter!«, rief Joe, kletterte auf sein Kissen und griff nach dem Glas. Ich hörte den Jingle der Nachrichten und stellte das Radio leiser.

»Moment – das will ich hören«, sagte Tom.

»Warum?«

»Weil ich wissen will, was es Neues gibt.«

Er drehte die Lautstärke hoch. Verschiedene Themen reihten sich aneinander, aber er wurde nicht erwähnt. Ich weiß nicht, warum ich es erwartet hatte. Er war die Sonne, um die all meine Planeten kreisten, aber für jeden anderen war er nur ein Name, den die Zeit und neuere Tragödien ins Dunkel gerückt hatten.

Der Toast sprang hoch und erschreckte mich. Tom nahm seine Aktentasche von der Küchentheke.

»Bis morgen.« Er umarmte erst mich und dann die Kinder.

»Die hast du vergessen«, sagte ich und gab ihm seine Sandwiches. Ich wollte ihn aus dem Haus haben, bevor Philippa etwas über Peggy sagen konnte. »Tschüss.« Ich zögerte. »Viel Glück heute.«

»Dir auch.« Er lächelte mich an. »Für deine geheime Mission, was immer sie auch sein mag.«



Während die Kinder sich die Zähne putzten, schrieb ich meinem Mann eine Nachricht. Alle anderen Einzelheiten hatte ich vorausgeplant, nur nicht, was ich ihm sagen wollte. Ich entschied mich für:

Ich bin ein paar Tage weg. Ich hoffe, du verstehst es.

Das war viel verlangt, trotzdem war es besser, wenn ich mich kurzhielt.

»Wir sind fertig«, sagte Philippa, die bereits an der Tür stand. Sie hatte sich die Haare zu zwei dicken Zöpfen geflochten. Ich

faltete das Briefchen zusammen und hielt es hinter dem Rücken. »Glaubst du, dass Lucy auch da ist?«

»Gut möglich«, sagte ich.

»Sonst habe ich keine Partnerin beim Sport. Ich hasse Sport.«

»Zehn Minuten, Schätzchen«, sagte ich. »Mach den Fernseher an.«

»Will ich nicht.« Da war ihr Misstrauen wieder.

»Ich muss deine Sachen für Oma packen.«

Sie zwirbelte das Ende eines Zopfes und musterte mich, bevor sie nach unten ging.

Ich zog Gammas Reisetasche aus dem Kleiderschrank. Ich hatte sie nicht bewusst ausgesucht, aber jetzt erschien sie mir richtig. Vielleicht hätte sie es so gewollt. Ich hatte mich immer bemüht, nach den Prinzipien meiner Großmutter zu leben, aber hierbei konnten sie mir nicht als Vorbild dienen: Diese Sache war größer und bedeutender als wir beide. Die Tasche war aus hellbraunem Leder und hatte angelaufene Metallschließen. Das Leder war von dünnen Rissen durchzogen, wie die Glasur der Kuchen, die meine Großmutter früher sonntags nach der Kirche gebacken hatte. Das Beste an der Kirche war immer die Vorfreude auf diese Kuchen gewesen, während Jesus mich mit klagendem Blick und Wunden in den Füßen von seinem Kreuz aus beobachtete und der Vikar Abstinenz predigte, wovon ich kein Wort hörte.

Ich wusste nicht, wie viel Kleidung zum Wechseln ich brauchen würde. Ich legte mehrere Garnituren zusammen und dazu reichlich Slips, weil sie mir am wichtigsten erschienen. Dann zog ich die oberste Schublade der Kommode auf und wühlte mich nach hinten durch, bis ich sie spürte. Tom hatte ich gesagt, in der Schatulle seien die Musikkassetten meiner Schwester und einige der langen, bunten Briefe, die sie mir in der Schule geschrieben hatte, was er mir natürlich glaubte, und er verstand

auch, dass ich sie niemals öffnen und den Inhalt herausnehmen wollte. Ich stellte die Schatulle ab und wartete auf die Erleuchtung, aber sie kam nicht. Der Deckel glänzte. Ich spiegelte mich darin, so klar, als würde ich meinem Ebenbild in einem reglosen Teich begegen. Meine Handflächen waren trocken. Mein Herz tuckerte so gleichmäßig wie ein treuer Automotor.

Ich griff nach dem Schmuckkästchen mit meinem Verlobungsring. Der kleine Silberschlüssel war in das Kissen eingenaht. Bei der Arbeit damals war ich mir einer gewissen beunruhigenden Ironie bewusst gewesen, die ich nicht richtig hätte benennen können, und jetzt holte ich ihn beinahe erleichtert wieder hervor: Ich zog den Faden heraus und steckte den Schlüssel ins Schloss, das sich bereitwillig öffnen ließ. Als ich den Deckel aufklappte, schlug mir ein durchdringender, holziger Geruch entgegen.

Die Pistole war eine Beretta Cheetah. Der Verkäufer hatte mir das Modell genannt, aber es hatte mich nicht interessiert. Konnte sie einen Menschen töten? Ja. War sie klein genug, um sie versteckt zu tragen? Ja. Sie um der verstrichenen Zeit willen oder als Ausdruck meines Vertrauens einen Moment in der Hand zu halten erschien mir unnötig. Sie hatte zehn Jahre lang geduldig auf mich gewartet.

Ich versteckte die Pistole und ein Paar Einweghandschuhe in Gammas Tasche und zog den Reißverschluss zu. Der naheliegendste Ort für den Zettel für Tom war das Bücherregal – angelehnt an die Bände von Dorothy L. Sayers würde Tom ihn sofort sehen, wenn er nach Hause kam. Dann dachte ich, das könne recht theatralisch wirken, und legte das Briefchen auf Toms Nachttisch. Ich nahm die Tasche und ging.



Wälle aus Schnee säumten die Straße zu beiden Seiten. Durch das Streusalz war der Asphalt mit rotem Matsch überzogen. Die Autotür war zugefroren, ließ sich aber mit einem kräftigen Ruck öffnen, bei dem der Schnee wie ein Vorhang vom Fahrerfenster herunterrutschte. Ich tastete im Handschuhfach nach einem Eiskratzer und fand ihn hinter einer Tüte verklebter Minzbonbons und einer Kassette von Joy Division. Es war eine langwierige Arbeit, die Scheiben zu befreien. Ich ging methodisch vor, von oben nach unten, von links nach rechts, während das Gebläse auf vollen Touren lief. Philippa saß auf dem Beifahrersitz und knibbelte silbernen Lack von ihren Fingernägeln. Joe ließ seine Essenstasche in den Fußraum fallen und weinte. Irgendwann konnten wir endlich losfahren.

Vor den Schultoren hatten sich nur wenige Eltern eingefunden. Philippa entdeckte eine Freundin und hatte es eilig wegzukommen. Als sie sorglos ausstieg, streiften meine Finger über den Ärmel ihres Blazers; es war, als wollte man einen Schal einfangen, der vom Deck einer Fähre geweht wurde. »Tschüss«, sagte ich.

»Tschüss, Mum. Bis dann.«

»Bis dann.«

Ich sah zu, wie sie sich bei ihrer Freundin unterhakte. Lachend rutschten sie über den Gehweg und taten, als würden sie Schlittschuh laufen. Ich überlegte, ihr nachzueilen, aber mir fiel kein Grund dafür ein.

Joe und ich gingen langsam zu seinem Gruppenraum, wo uns eine Erzieherin begrüßte, die ich nicht kannte: Bei seiner üblichen Erzieherin war das Auto nicht angesprungen. Ich gab Joe seine Essenstasche.

»Meine Schwiegermutter holt ihn heute Nachmittag ab«, erklärte ich der Frau. »Ich sage im Sekretariat Bescheid.«

»Hast du ein Glück!«, rief sie an Joe gewandt, als hätte ich nichts gesagt. »Oma holt dich ab? Das wird ja toll. Du wirst mit Oma ganz viel Spaß haben.« Offensichtlich kannte sie Wilma nicht.

Joe klammerte sich an meine Beine.

»Dann komm mal mit«, sagte die Erzieherin. »Wir haben schon die Farben ausgepackt.«

Ich ging in die Hocke und umarmte Joe. Seine Haare rochen nach Mandeln und sauberen Handtüchern. Ich atmete ihn ein, ganz tief, spürte sein wonniges Gewicht in meinen Armen, seine weiche Wange an meiner, die Vertiefung in seinem Nacken, wo das Etikett mit *Cash* darauf unter dem Kragen hervorragte.

»Ich wünsche dir einen schönen Tag«, flüsterte ich.

Als ich wieder ins Auto stieg, ging es mir schon besser. Durch den Schnee musste ich mich ganz auf die Fahrt konzentrieren. Ich fuhr auf die Hauptstraße und vermied, so gut es ging, im Rückspiegel auf Joes leeren Kindersitz und den daumengroßen lila Dinosaurier zu sehen, den er aus einer Müslischachtel gekramt und für die Fahrt mitgenommen hatte. Unter meinen Reifen knirschte es feucht. Die Landschaft wirkte neu und gespenstisch. Diese Felder kannte ich schon lange, aber durch das Eis wurden sie mir fremd, verwaschen, nicht voneinander zu unterscheiden, ohne erkennbare Größenordnung. Dunkle Halme stachen aus den Straßenrändern hervor, nasse Borke und die Stängel verrotteter Pflanzen. Etwas huschte vor mir über die Straße, klein und schnell, dicht über dem Boden, sogar so schnell, dass es ein Farbkleck oder ein Lichtreflex hätte sein können oder das erste Anzeichen einer Migräne.

Wilmas Haus lag am Ende einer Sackgasse. Als ich klingelte, schallte eine vereinfachte Version der Wilhelm-Tell-Ouvertüre durch den luftigen Flur.

»Das ist aber sehr kurzfristig«, sagte Wilma an der Tür und sah sich um, ob die Nachbarn zuschauten. »Du hast Glück, dass ich Zeit habe.«

»Ich weiß. Danke. Tom holt sie morgen ab.«

»Und wann kommst du zurück?«

Ich gab ihr die Tasche der Kinder, sie nahm sie, zog die Henkel auseinander und sah hinein, als würde sie ein Geschenk erwarten. »Das weiß ich noch nicht.«

»Aha. Nun ja.«

»Philippa muss wahrscheinlich Hausaufgaben machen«, sagte ich. »Falls es Mathe ist, braucht sie Hilfe.«

»Na gut.« Sie seufzte. »Aber es gibt keine Schneeballschlachten. Sie bringen mir nicht den ganzen Matsch ins Haus. Ich habe gerade erst die Teppiche reinigen lassen.« Sie trat zurück, um es mir zu zeigen.

»Sehr hübsch«, sagte ich.

»Ist bei dir was im Anflug, Bridget? Du siehst nicht gut aus.«

»Nur Kopfschmerzen«, sagte ich. »Halb so schlimm.«

»Lass das lieber mal nachsehen. Wer weiß, wovon das kommt? Jills Neffe hatte einen Hirntumor; er ist auf einem Auge ganz blind. Jetzt trägt er eine Augenklappe.«

»Ach, du kennst das doch. Das Leben kommt einem immer dazwischen.«

»Bis es das nicht mehr tut.«

Sie sah auf ihre Uhr, ich auf meine.

»Noch mal danke.« Ich ging zurück zum Auto und ließ den Motor an. Sie wartete in der Tür, bis ich losgefahren und außer Sichtweite war. Ich winkte dem Postboten zu, der gerade aus seinem Lieferwagen stieg; ein eigenartiger Moment, so gelöst von allem, worum sich meine Gedanken drehten, aber es war vielleicht das letzte Normale, das ich tun würde. Außerdem

kannte ich ihn. Wilma hatte versucht, ihn von dieser Tour abziehen zu lassen, weil er angeblich Geld gestohlen hatte; ein Brief ihrer Freundin war aufgerissen und ohne die zehn Pfund für ein Mittagessen im Bistro bei ihr angekommen. Wilma vertraute anderen Menschen nicht. Auch mir nicht, so ein argwöhnischer Vogel war sie. Immerhin hatte sie von Anfang an damit nicht hinter dem Berg gehalten. Sie hatte nicht versucht, ihren verkniffenen Gesichtsausdruck zu verbergen, als Tom und ich unsere Verlobung verkündeten. Als wir sie zum ersten Mal mit Philippa besucht hatten, begrüßte sie die Kleine nicht, wie eine Großmutter es tun sollte, und bäugte mich nur über den Rand ihrer Tasse vom silbernen Thronjubiläum der Queen. Tom hätte es mit einer anderen Frau besser getroffen, fand sie. Mit einer, die nicht so schwierig war, weniger problematisch, die nicht so viel Ballast mit sich herumschleppte. Die weiblicher war, denn ihrer Ansicht nach – und oft auch meiner – hing beides miteinander zusammen.

Immerhin war sie um die Kinder recht bemüht, mehr konnte ich nicht verlangen, und Tom sagte, ich solle nicht zu viel erwarten. Ich glaube, Philippa lag ihr nicht besonders am Herzen, vielleicht, weil sie ein Mädchen war und Wilma selbst einen Sohn hatte (einmal hatte sie zu mir gesagt: »*Eine Tochter hat man fürs Leben, Bridget; ein Sohn ist ein Sohn, bis er eine Frau findet.*«), aber Joe mochte sie. Ihn zu lieben fiel ihr leichter, weil sie ihn schon als Baby kennengelernt hatte. Babys, dachte ich, als ich den Busbahnhof erreichte, muss man einfach lieben.

Ich wischte mir über die Augen und löste meinen Sicherheitsgurt. Es hörte auf zu schneien. Vor dem Eingang standen Leute warm eingepackt in Schals und Jacken zusammen, sahen sich ihre Fahrkarten an und rauchten.

Eine Schwester hat man fürs Leben.

Ich öffnete die Autotür. Es war zu spät, um umzukehren. Ich nahm meine Tasche und ging hinein.

2

Ich kam im Juli 1947 auf dem Badezimmerboden eines Reihenhauses in Devon zur Welt. Meine Mutter hatte nicht gewusst, dass sie schwanger war, oder vielleicht doch und es bis zur Geburt einfach verleugnet. Sie klammerte sich an den Rand der Badewanne und schrie einmal, nur einmal, so lange und laut, dass die Kinder auf der Straße aufhörten zu spielen und Leute, die mit offenen Fenstern vorbeifuhren, dachten, es gäbe wieder Fliegeralarm. Ich kam zu früh und war zu klein (»dünn wie ein Spargel«, sagte Gamma), was mich ins Krankenhaus brachte, in einen Brutkasten, wo ich durch Spritzen ernährt wurde. Daran kann ich mich unmöglich erinnern, trotzdem erinnere ich mich. Eine Stuckdecke, die aussah wie Hüttenkäse. Die Hände der Krankenschwestern, rau und geschickt, die Gummizitzen verblasster Milchflaschen. Weiße Kaninchen an einem Mobile über dem Bettchen, mit blauen Schwänzen, rosa Schwänzen, Pappel, die sich in der Sonne im Kreis drehte.

Meine Mutter verschwand gleich am Anfang von der Bildfläche. Sie war Teenagerin und hatte sich in Schwierigkeiten gebracht. Der Vater interessierte sich nicht für mich. Ich glaube, er war möglicherweise verheiratet, aber Beweise habe ich dafür nicht. Ich sollte wohl *mein* Vater sagen, aber für mich ist er nicht mehr als ein Fremder, und außerdem ist er mir längst egal; er hat keine Bedeutung für mich. Sie gab mich Gamma, sagte, sie käme mit der Verantwortung nicht zurecht, und Gamma sagte,

na gut, sechs Monate, dann kümmerst du dich wieder, Mary, in Ordnung? Du hast dich in diese Situation gebracht, du kommst da auch wieder raus. Und Mary willigte ein, aber dann lief sie davon, zog nach Westward Ho! und kam nicht mehr zurück, nur noch auf Verwandtenbesuch wie Großonkel Clarence und Cousine Norma. Ab und an ließ sie sich anstandshalber blicken, mit Geschenken und Kopftäscheln und knubbeligen, bestrumpften Knien, auf denen ich sitzen musste, in der Hand meinen Garibaldi-Keks, den Gamma wegen der Korinthenfüllung Zerquetschte-Fliegen-Keks nannte. Es gibt ein Foto von mir auf Marys Schoß, als ich drei Jahre alt war; sie trägt ein Kleid mit Ausschnitt, das aussieht wie ein Feld mit tausend Blumen, und eine Goldkette, die ich um meine Faust gewickelt habe. Ich sah mir das Foto in meiner Kindheit immer wieder an, suchte in ihrem Ausdruck nach Hinweisen, warum sie mich nicht wollte, aber ich fand keine.

Gamma glaubte an Gott. Ihre Eltern waren gestorben, als sie noch klein war, und sie war zu unverheirateten Tanten nach London geschickt worden, die auf Himmel und Hölle und das Jenseits standen und in Séancen die Toten heraufbeschworen. Einmal hatten sie Gammas Vater Benjamin gerufen, der in einem Kohlebergwerk gearbeitet hatte. Er war ihnen mit rußverschmiertem Gesicht und liebevollem Blick erschienen und hatte sich darüber beklagt, wie windig es sei, so gefangen am Eingang des Tunnels, aber sie hatten nie herausbekommen, ob er damit den Stollen oder den Übergang ins Jenseits gemeint hatte. Gamma sagte, heutzutage halte sie nichts mehr von Mystik, aber die Inbrunst ihrer Tanten hatte ihr gezeigt, wie wichtig es war, an *irgendetwas* zu glauben. Auch wenn Spirituelles sie nicht mehr überzeugen konnte, hatte die Religiosität ihrer Tanten eine ehrfürchtige Neugier in ihr geweckt, eine Aufgeschlos-

senheit gegenüber allem, das die Welt noch offenbaren mochte, weil es einfältig war, sich vorzustellen, es gäbe nicht mehr zu enthüllen als das Hier und Jetzt.

Jeden Sonntag ging sie mit mir in die Kirche. Wir zogen uns so schick an, wie wir nur konnten. Gamma achtete sehr auf das Wenige, das wir besaßen, ständig wusch und flickte sie, und selbst, wenn ich jeden Tag dasselbe trug, sah es immer aus wie neu. Die Mütter in unserer Straße gaben uns Kleidung, auch Jungssachen, aber Gamma sagte, in der Not frisst der Teufel Fliegen, also zogen wir los, ich in meinen langen Shorts und kastanienbraunen Schuhen und die Haare unter eine glatte Filzmütze gesteckt – wir machten keine halben Sachen. Vor der Kirche unterhielten sich Gemeindemitglieder mit Gamma, ihr Tuscheln zog weit über mir davon wie ein Doppeldeckerflugzeug. Ich wusste, dass sie über Mary sprachen. Jedes Kind braucht seine Mutter, sagten sie. Es sei eine Schande, wie traurig, ein so junges Ding einfach zurückzulassen, als wäre es nicht mehr als ein Sack Zucker, und ich konnte mir denken, dass mit diesem Ding ich gemeint war. Dann gingen sie nach Hause und sprachen weiter darüber, was für eine scheußliche Angelegenheit es war, was für ein Skandal, und wer war schuld? Dieser Flegel Ronan O'Brien, der nichts als Ärger machte, oder Sam vom Metzger oder Reg aus dem Postamt oder der Junge von Robert Ackland, der nach dem Krieg nicht mehr derselbe war? Mary war bestimmt weggegangen, um zu heiraten, und würde mich danach holen, ganz sicher, aber die Zeit verstrich, und die leidgeprüfte Violet – meine liebe Gamma, die mich aufgenommen und versorgt hatte und bei der ich mich sicher und geliebt fühlte – war zu alt für so etwas, sie hätte einen Orden verdient, also wirklich, diese arme Frau. Für mich klang es, als wäre ich eine Last, die ihr aufgebürdet worden war, aber als ich sie danach fragte, sagte sie: »Du bist

ein Geschenk, mein Vögelchen, und ich würde dich für nichts auf der Welt hergeben.«

In unser Haus in der Marlborough Avenue kamen jeden Tag neue Leute. Die Frauen besuchten Gamma wegen ihres Apfelkuchens. Manchmal unterhielten sie sich, nähten oder hörten Radio, manchmal saßen sie schweigend zusammen, nur, um Gesellschaft zu haben. Immer wieder tapsten Kleinkinder über den Teppich, schmierten Schnodder ans Sofa und nässten sich ein. Obwohl ich kaum älter war, beobachtete ich diese ungeschickten Wesen, als gehörten sie einer anderen Art an, sah, wie sie Zwieback auf Gammas Teppich krümelten und leichtfertig die Holzklötzchentürme zerstörten, die ich baute, um sie zu beschäftigen. Wenn sie gingen, waren Buntstiftspuren an den Wänden.

Ich konnte nicht begreifen, warum diese Geschöpfe, die nicht so brav waren wie ich, liebevolle Eltern hatten. Ich wünschte mir, eine Mutter und einen Vater zu haben, ein normales Kind zu sein, nicht mehr die Außenseiterin. Hatte ich Mary in einer Zeit, an die ich mich nicht erinnern konnte, etwas angetan? Hatte ich zu viel geweint, sie wachgehalten, ihr durch die Geburt Schmerzen bereitet? Das waren alle Gründe, die mir einfielen. Ich fragte Gamma, ob ich mich bei Marys nächstem Besuch entschuldigen sollte. »Wofür denn?«, fragte Gamma verärgert. Sie kniete sich vor mich und nahm meine Hände. »Es gibt nichts, was dir leidtun müsste.« Sie sprach jetzt sanft und strich mir die Haare hinter das Ohr. »Wir haben ein glückliches Zuhause. Wir sind doch glücklich, oder?«

»Ja«, antwortete ich, und das waren wir auch.

»Dann kümmere dich nicht darum, was andere Leute sagen.«

Hin und wieder kamen Männer zu Besuch. Dann machte Gamma vorher Ordnung. Sie putzte den Staub unter den Schä-

ferinnenfiguren auf dem Kaminsims weg, holte unser bestes Teeservice hervor und wischte die Spinnweben aus den Tassen. Die Ränder der Tassen waren angeschlagen, aber Gamma sagte, der Gedanke würde zählen, und diese Männer sollten sehen, dass sie Verstand besaß, weil sie Männer Gottes waren und uns Dinge geben konnten, die wir brauchten.

Meist waren es dieselben drei, die abwechselnd kamen. Zwei von ihnen konnte ich kaum auseinanderhalten. Beide waren extrem dick. Sie brauchten Stühle ohne Armlehnen, weil Lehnen ihre Massen nicht umfassen konnten, und wenn ich sie von hinten sah (was ich oft tat, wenn ich sie aus meinem Versteck heraus belauschte), das Hemd über der massigen Gestalt so gespannt wie Stoff über Fleisch vom Metzger, wunderte ich mich, dass das Holz nicht ganz unter ihnen zusammenkrachte. Manchmal schickte Gamma mich zum Spielen raus, manchmal holte sie mich dazu, und ich musste den stierenden Schweinsäuglein und groben, geäderten Nasen gegenübertreten. Sie schlugen sich auf den Schoß, als wollten sie einen jungen Hund anlocken. »Das ist mein kleines Vögelchen«, sagte Gamma, wenn ich mich schüchtern hinter ihren Beinen versteckte und nicht gesehen werden wollte, »willst du nicht Hallo sagen, Bridget?« Aber das wollte ich nie. Die Männer schienen das ganze Zimmer einzunehmen und das Licht auszusperrern; je länger ich sie ansah, desto größer wurden sie, bis ich nur noch einen riesigen Schatten vor dem Fenster sah und nichts anderes hörte als ihr Glucksen: »Hast du deine Zunge verschluckt, Kleines?« Ich fragte mich, ob mein Vater so gewesen war, groß und gewaltig mit einem schiefen Lächeln – würde ich ihn überhaupt erkennen, wenn ich ihn auf der Straße sah? Die Männer zogen mich an und stießen mich ab. Ich wollte zu ihnen laufen und vor ihnen davon, und ich begriff nicht, warum ich so empfand.

Oben im Haus drückte ich das Ohr auf den Boden und lauschte den Vibrationen ihrer Stimmen, ihres leisen Lachens, des Klapperns der Teelöffel auf den Untertassen, das klang wie der Regen, wenn er nachts auf den Blechschuppen fiel. Wenn sie dann irgendwann gingen, musste ich nicht auf das Klicken der Haustür warten, ich spürte, wie das Haus leichter wurde, wie die Dunkelheit wich und das Tageslicht wieder durch die Fenster strömte.

Der dritte Mann prägte sich am tiefsten in mein Bewusstsein ein. Ein-, zweimal musste ich mich aus einem Traum lösen, in dem er vorgekommen war. In diesem Traum jagte er mich durch einen gelben Wald. Die Bäume waren gelb, und der Boden war gelb und genauso der Himmel zwischen den Zweigen. Ich begegnete ihm zwar nie direkt in diesem Traum, aber ich wusste, dass er da war, mir folgte, und dass er stärker und schneller war als ich. Als ich aufwachte, sah ich im Dunkeln sein grinsendes Gesicht, ein Grinsen voller Zähne, und ich rief nach Gamma, aber ich konnte nicht erklären, was ich gesehen hatte oder warum.

Er war jünger als die anderen. Er sagte, er habe Jesus in El-Alamein gefunden, woraufhin ich fragte, ob Jesus verletzt gewesen sei, was Jesus gesagt habe, ob er ihm geholfen habe, und der Mann und Gamma lächelten sich gütig an. Er hatte kleine, spitze Zähne, ganz weiße, und seine Oberlippe war größer als die Unterlippe. Der Anzug (er trug immer einen Anzug) war offenbar zu klein, denn an seinen langen Beinen rutschte der Stoff hoch, dass man zwischen seinen Hosenbeinen und den Rändern seiner Schuhe die Socken sehen konnte, knallgelb, leuchtend gelb, wie Zitronen im Sonnenlicht. Ihm fehlten büschelweise Haare, und auf der Wange hatte er eine Narbe, die seidenglatt glänzte, fast wie Perlmutter. Meist hatte er einen Beutel Zuckermandeln dabei, in Pastellrosa und Primelgelb, die er

anbot, wenn der Tee serviert wurde. Ihn hatte ich lieber zu Besuch als die beiden Dicken. »Warum sieht er so aus?«, fragte ich Gamma einmal, nachdem er gegangen war.

»Weil er für uns gekämpft hat.«

»Warum?«, fragte ich.

»Für unsere Freiheit«, antwortete sie. Ich fragte, warum er so was machen wollte, wenn er dabei verletzt werden konnte. Sie legte den Ingwerkuchen zurück in die Blechdose. »Weil es ehrenhaft war«, sagte sie. »Weil echte Männer das so gemacht haben.«



Gamma betete oft. Vor dem Zubettgehen beteten wir zusammen, wir knieten auf dem Boden, die Hände gefaltet, die Augen geschlossen, dann legte Gamma sich in ihr Bett, ich legte mich in meines und bat sie, mir Geschichten zu erzählen, bis ich einschlief. Sie erzählte mir, dass sie glaube, Gott habe für jeden von uns einen Plan, egal, wer wir waren; sie sagte, ich könne immer etwas Gutes finden, wenn ich bereit sei, danach zu suchen, und sie erzählte mir von Benjamin unten in der Kohlegrube und von ihrer Mutter Joyce, die offenbar wunderbar tanzen konnte, und dass Gamma manchmal vor dem Einschlafen, in diesem eigenartigen Moment, in dem der Geist schon abgleitet, aber der Körper noch festhält, dass es ihr dann so vorkam, als würde Joyce sie in den Armen davontragen, über die Tanzfläche, sich mit ihr drehen, und ihre Röcke würden sie umwirbeln wie Windmühlenflügel.



Eine Woche, bevor ich fünf wurde, betete ich eines Abends laut, Mummy solle zurückkommen. Normalerweise machte ich das

nur in meinem Kopf, damit Gamma mich nicht hörte, aber ich wollte wissen, wie das Wort »Mummy« klang und wie es sich in meinem Mund anfühlen würde. Es war wie die Kleidung von den Jungs aus unserer Straße, mehrere Nummern zu groß. Gamma wirkte traurig, als ich es aussprach, dann nahm sie mich fest in den Arm, drückte meine Schulter und sagte: »Der Herr gibt uns nicht immer, was wir wollen. Aber nur, weil er uns etwas anderes bringen will.«

Aber der Herr gab mir, was ich wollte, denn ein paar Tage später tauchte meine Mutter in unserer Straße auf. Ich spielte auf der Veranda mit Murmeln, als ich meinen Namen hörte und mich umsah. An der Ecke stand eine Frau. Sie trug einen schicken Rock mit einer schicken Jacke und weiße Handschuhe, mit denen sie die Henkel einer kleinen, eckigen Tasche umklammerte. Ich dachte erst, sie wäre jemand von der Kirche, aber dann erkannte ich, dass ihre Haare genauso gewellt waren wie meine.

»Hallo«, sagte sie. »Möchtest du mit mir kommen?«

An die Begegnungen bei ihren früheren Besuchen konnte ich mich kaum erinnern, das Blumenkleid und die Goldkette waren in meinem Gedächtnis so verschwommen, als hätte es sie nie gegeben. Sie öffnete den Riegel des Gartentors. Ich ging zu ihr und nahm ihre Hand. Der Handschuh fühlte sich weich an. Ein Geruch ging von ihr aus, ein anfangs wohl blumiger Duft, der jetzt nach Moor roch, wie die verrotteten Stängel der Narzissen, die Gamma zu lange vor dem Fenster stehen ließ.

»Magst du den Park?«, fragte sie. Ich nickte. Wir gingen dorthin. Auf dem Teich zogen Enten gelassen ihre Bahnen. Mary nahm eine Brotkruste aus ihrer Tasche, zupfte Krumen ab und rollte sie mit flachen Händen zu Kügelchen, die sie mir gab. Wir sagten nichts, sie formte nur weiter Brotkügelchen, und ich warf

sie auf den Boden. Es kamen noch mehr Enten, sie senkten die fettigen Hälse, schlugen mit den Flügeln, flitzten über das Wasser. Eine ganz hinten war nie schnell genug. Sie tat mir leid. Ich warf das Brot so nah zu ihr, wie ich konnte, aber sie erreichte es nie. Es schien ihr nichts auszumachen, dass die anderen es sich schnappten. Nach einer Weile wurde ich wütend. Na los, dachte ich, mehr kann ich dir nicht helfen, du musst dir selbst helfen. Ich war erleichtert, als wir kein Brot mehr hatten.

Mary berührte meine Schulter. »Hast du Hunger?«, fragte sie.
»Es ist Zeit fürs Mittagessen.«

Wir setzten uns auf eine Bank. Die Sonne kam hervor, sie glitzerte auf dem Wasser. Alles wurde blau und grün. »Du magst doch Eier, oder?« Mary gab mir braunes Butterbrotpapier mit einem hart gekochten Ei darin, in zwei Hälften geschnitten, das Eigelb von Grau umringt. Sie musterte mich eindringlich. Wie konnte ich erst jetzt ihre Augen bemerken? Sie waren sehr traurig und gleichzeitig wild. »Was magst du sonst noch?«, fragte sie mich. »Magst du Haustiere? Celia hat ein Kaninchen.«

»Wer ist Celia?«

»Die Frau, mit der ich zusammenlebe.«

»Wie heißt das Kaninchen?«

»Es hat keinen Namen.«

Ich aß das Ei auf. Es fühlte sich auf meiner Zunge und den Innenseiten meiner Wangen pelzig an. Ich hätte so gern etwas getrunken, um den Geschmack loszuwerden, aber Marys Tasche blieb geschlossen, sie hatte ihre Handschuhe wieder angezogen und die Hände auf die Taschenschließe gelegt. Die Knie presste sie eng aneinander, und in einem der Strümpfe war ein ausgerissenes Loch, durch das man ihre Haut sehen konnte. Sie nahm mir das braune Papier ab, das vom warmen Ei fettig geworden war, faltete es einmal und ein zweites Mal und strich jeden

Knick mit einem Fingernagel ordentlich glatt. Ein Mann ging mit seinem Hund vorbei und lüftete seinen Hut. Das einzige Geräusch war das harsche Knistern des Papiers.

»Du solltest wissen, dass er durchs Fenster kam«, sagte sie. »Celia hat gefragt: Warum hast du das Fenster aufgemacht? Aber es war heiß in der Nacht, deshalb. Deine Gamma glaubt, sie wüsste über alles Bescheid, was in ihrem Haus passiert, aber das wusste sie nicht.« Das Papier war jetzt ein Klotz, zu klein, um es noch einmal zu falten. Mary rieb es zwischen den Fingern. »Ich konnte im Dunkeln seine Augen leuchten sehen«, sagte sie. »Die Pupillen haben sie ganz ausgefüllt, wie bei einer Katze. Er hat gesagt, er hätte einen langen Weg hinter sich. Zu Fuß, meine ich. Er wäre durch einen Wald gelaufen. Ein Bär wollte ihn fressen. Am Ende musste er lernen, schnell auf Bäume zu klettern, es blieb ihm gar nichts anderes übrig, deshalb konnte er zu meinem Fenster hochklettern. Verstehst du es jetzt? Er wollte bei mir sein, und ich habe ja gesagt.«

Ich wollte Gamma. Ich hatte Angst, dass die Ente verhungert war.

»Ich wusste von dir«, sagte Mary und drehte sich ein wenig, damit sie mich ansehen konnte. »Bevor wir uns begegnet sind. Ich wusste, dass du dadrin bist. Es fühlte sich an, als hätte ich ein Nest aus trockenen Zweigen in meinem Bauch. Wenn ich mich in die Sonne legen würde, dachte ich, würde ich anfangen zu brennen. Ich habe mir dich vorgestellt. Wie du unter den Sternen schläfst. Du hattest Augen wie er. Wie eine Katze. Aber so sind deine Augen gar nicht, oder? Sie sehen aus wie meine.« Ihr Blick wurde sanft. »Das wollte ich dir nur sagen. Wenn ich dich jetzt so ansehe, weiß ich nicht, ob ich enttäuscht sein soll.«

Sie nahm meine Hand und legte sie mir auf den Schoß wie

etwas, das mir heruntergefallen war und das sie aufgehoben hatte. Sie sagte: »Ich muss jetzt gehen. Celia wartet.«

Ich folgte ihr zur Straße, aber ihre Gedanken galten nicht mehr mir. Sie winkte einem Auto, das vor dem Rasen parkte, und schließlich drehte sie sich um. »Gehst du nicht nach Hause?«, fragte sie.



Gamma war wütend und erleichtert, als ich zurückkam. Sie bedeckte mich mit Küssen und gab mir einen Klaps auf den Po. Ich erzählte ihr, was Mary gesagt hatte. »Das ist der Alkohol«, sagte sie und umarmte mich. »Sie hat weiß Gott genug böse Geister, den bräuchte sie nicht auch noch.«

An diesem Abend musste ich im Bett immerzu an Mary denken. Sie hatte mir etwas eingeflüstert, eine grelle, beängstigende Saat gestreut, mit dem Gestank verfaulten Narzissen. Als ich in den Schlaf glitt, sah ich ein offenes Fenster in einer heißen Sommernacht und sich bauschende Gardinen. Die Hand eines Mannes auf dem Fenstersims, seinen gebeugten Arm, seinen Kopf, den ganzen Mann, wie er ins Zimmer kletterte, den gelben Himmel hinter ihm, der mit hereindrängte.

3

Ich hatte noch nie eine Pistole abgefeuert. Mit einer Pistole geschossen. Wie auch immer man das sagt. Aus offensichtlichen Gründen mochte ich keine Gewalt. Ich konnte mir keine Horrorfilme ansehen, auch keine Krankenhausserien, und beim Anblick von Blut wurde ich ohnmächtig. Ich war keine Henkerin, ich war eine Mutter. Mit der Pistole würde es schnell gehen.

So hatte ich nicht immer empfunden. Jahrelang wollte ich ihn leiden lassen. Ich hatte es mir jeden Tag vorgestellt, Tagträume gesponnen, wie es durch meine Hand geschah, aber mit der Zeit ging es mir weniger darum, dass er litt. Er sollte nur verschwinden. Es genügte nicht, dass man ihn eingesperrt hatte, wo er weiter vor sich hin leben konnte, wo er interessiert sein konnte, erregt, hungrig, wo er Essen bekam. Ich wollte ihn auslöschen. Er hatte sein Dasein nicht verdient.

Der Schnee ging in Regen über. Tropfen rannen über die Fensterscheiben, die von der Körperwärme beschlagen waren. Der Bus hatte sich zur Hälfte gefüllt. Ich saß am Gang, Gammas Tasche lag mit meiner Jacke darauf sicher neben mir auf dem Fensterplatz. Der Fahrer hatte mir die Tasche abnehmen und sie im Gepäckraum verstauen wollen; im ersten Moment dachte ich, er wüsste von der Pistole; bestimmt konnte sie doch jeder hier spüren, so wie ich sie spürte, ein kleines Feuer, dessen Rauch durch die zentimeterbreite Öffnung zwischen dem Ende des Reißverschlusses und der Lederschlaufe aufstieg.

Immer wieder gab es einen dumpfen Schlag, wenn unter uns der nächste Koffer in den Bus gehievt wurde. Draußen auf dem Asphalt stritt sich ein Pärchen. Der Mann hatte sich einen Rucksack über eine Schulter gehängt, die Frau gestikulierte weinend. Wenig später stakste sie davon. *Rumms*, machte der Rucksack. Der Mann kam die Stufen herauf und nahm vor mir Platz. Nach einem Klicken seines Walkmans hörte ich gedämpfte Töne eines Morrissey-Songs.

Wir fuhren auf die Autobahn auf. Alles war bräunlich grau. Auf den Feldern war der Schnee geschmolzen, oder es hatte hier gar nicht geschneit, sondern nur in unserem Dorf. Wir kamen an Reklametafeln für Tropfsteinhöhlen vorbei und an anderen, die man mieten konnte, auf ihnen stand IHRE WERBUNG HIER!, nachlässig mit Farbe geschrieben. Scheunen, Häuser, Brücken. In der Ferne grasten Kühe so hübsch positioniert, dass sie wie Spielzeuge wirkten. Der Rucksacktourist konnte nicht stillhalten. Ständig setzte er sich anders hin, legte eine andere Kassette in seinen Walkman ein, wurde ihrer überdrüssig, schlug ein Buch auf, dessen Titel ich vergeblich durch die Lücke zwischen den Sitzen zu erkennen versuchte.

Bei der Auffahrt zur M25 gab es einen Stau. Wir standen eine Weile. Weiter vorne reckten Leute die Köpfe, um zu sehen, was vor sich ging; jemand stöhnte. Ich sah auf meine Uhr. Von der Endhaltestelle aus würde ich vierzig Minuten durch die Stadt brauchen: zwei U-Bahnen, dann ein kurzer Fußweg zum Gefängnis. Ich hatte eine Zeitreserve eingerechnet. Ich war entspannt. Sogar friedvoll. Ich hatte das Gefühl, dass ich nicht scheitern konnte. Selbst, wenn unser Bus eine Panne haben sollte, wenn die Reifen anfangen sollten zu brennen, sogar, wenn ein Komet auf die Erde zurasen und die Wolken in eisige Flammen verwandeln sollte, würde die Vorsehung mich zu ihm

bringen, und ich würde meine Gelegenheit bekommen. Aber glaube, hätte Gamma es genannt; bestenfalls Wunschdenken. Das war mir egal. Wünsche war ich gewohnt. Geglaubt hatte ich nicht viel, seit meine Schwester gestorben war, aber an das hier glaubte ich.

Der Stau löste sich auf. Wir fuhren weiter. Die Gebäude der Stadt drängten sich enger aneinander, schließlich erreichten wir den Busbahnhof. Alle standen auf, noch bevor der Fahrer die Tür geöffnet hatte. Ich hielt Gammas Tasche mit der rauchenden Pistole darin vor der Brust und wurde plötzlich gegen den Arm des Rucksacktouristen gedrückt.

»Soll ich Ihnen damit helfen?«, fragte er.

Kopfschüttelnd umklammerte ich die Tasche fester. Ich machte es nur schlimmer.

»Nein, danke«, sagte ich. Mein Mund war trocken, und die Stimme, die herauskam, war nicht meine. Er bedachte mich mit einem seltsamen Blick, dann ging er die Stufen hinunter und verlor sich in der Menge.



Ich war lange nicht mit der U-Bahn gefahren. Zuletzt zu einem Abendessen mit Toms Kollegen in einem teuren Hotel im West End. Es wurde japanisches Essen serviert. Ich bestellte Butterkrabbe, ohne die Speisekarte richtig gelesen zu haben, und bekam das komplette Krustentier, gefüllt mit einer undefinierbaren, schwarzen Flüssigkeit. Vor allem verband ich die U-Bahn mit Besuchen bei Mary und dieser besonderen Mischung aus Traurigkeit, Beklemmung und Erleichterung, die diese Fahrten mit sich brachten, je nachdem, ob ich auf dem Hin- oder auf dem Rückweg war.

Ich kaufte eine Fahrkarte und betrat die Rolltreppe. Pendler glitten an mir vorbei, ausgebleicht und ausgebrannt. Ich überlegte, welchen Eindruck ich wohl machte, eine unscheinbare Frau mittlerer Größe und mittleren Alters in einem knöchellangen, rehbraunen Mantel, eine Handtasche über der Schulter und zu ihren Füßen eine ramponierte Reisetasche. Ich gehörte nicht hierher, ein Landei auf Tagesausflug, das verunsichert an den Drehkreuzen anstand und auf Rolltreppen links fuhr, bis es aus dem Weg gescheucht wurde. Ich hörte die Bahn einfahren und lief nach unten. Hinter mir schlossen sich die Türen des Wagens, der voll besetzt war und nach Zeitung und feuchten Jacken roch. Auf einem Schild stand FÜSSE NICHT AUF DIE SITZE LEGEN. Ich stand zwischen in den Gang ragenden Knien, hielt Gammas Tasche unter dem Arm und strich mit dem Daumen über die Griffe. Alle ignorierten einander, ihre Aufmerksamkeit galt den Zeitungen: In Bradford wurden Bücher verbrannt; Reagans Amtszeit war bald zu Ende. Neben mir aß ein Boy-George-Verschnitt ein in Frischhaltefolie gewickeltes Würstchen im Schlafrock; als er hineinbiss, spritzte am anderen Ende scharfe Sauce heraus. Ich stieg in Stockwell um in die Northern Line. Im Tunnel bei der Haltestelle Balham wurden wir aufgehalten, und ich verscheuchte den Gedanken daran, wie viele Tonnen Erde sich zwischen meinem Kopf und dem Himmel befanden.

Obwohl ich beinahe auf den Schritt genau wusste, wohin ich gehen würde, holte ich am Ausgang in der Trinity Road meinen Straßenatlas hervor und schlug die markierte Seite auf. Ich hatte einen Kreis um mein Ziel gemalt, das eine Busfahrt und einen kurzen Fußweg entfernt war. Es gefiel mir, dass ich durch den Atlas aussah wie eine Touristin. Ein Mädchen kam mir entgegen, im gleichen Alter, in dem Providence gewesen war, und lächelte mich so plötzlich und fröhlich an, dass ich einen er-

schreckten Moment lang dachte, wir würden uns kennen, aber als ich mich umdrehte, sah ich, dass sie eine Freundin begrüßte und mich gar nicht bemerkt hatte.



Wandsworth war berüchtigt. Einer der »großen Horrorknäste«, wie die Zeitungen sie nannten, eine Gruppe von Gefängnissen, zu denen auch Dartmoor und Strangeways, Wakefield und Leeds gehörten. Catriona bezahlte ich, seit ich nach zwei Jahren begriffen hatte, dass mein Leid nicht nachlassen würde. Es brauche nur Zeit, sagten die Leute; der Schmerz würde vergehen oder zumindest seine Schärfe verlieren, und es würde einfacher werden, mit ihm zu leben. Aber das war nicht passiert. Als meine Privatdetektivin hatte Catriona mich über seine Strafe und Betreuung (Betreuung!) auf dem Laufenden gehalten, darüber, wo er einsaß, ob er verlegt werden sollte, über schlechtes und gutes Betragen, über das Vorhaben seiner Anwälte, ein Gesuch auf Strafmilderung einzureichen. Dann schaffte er es, 1977 in eine neumodische therapeutische Haftanstalt auf dem Land in Buckinghamshire verlegt zu werden, die Menschen wie ihm helfen sollte, für mich aber zu nachsichtig klang, wie ein idyllischer Urlaub, der auf seine Besserung und Rehabilitation abzielte, was ja schön und gut war, aber sie würde nie Rehabilitation und Besserung erfahren – wo blieb denn da die Gerechtigkeit? Ich hatte Tom gesagt, je mehr ich wüsste, desto mehr hätte ich das Gefühl, die Kontrolle zu haben. Das war gelogen. Je mehr ich wusste, desto willkürlicher und weniger greifbar erschien mir diese Vorstellung von Gerechtigkeit, und das konnte ich nur ertragen, indem ich meine eigene Lösung plante. Hätten sie ihn wegen Mordes verurteilt, hätte er lebenslänglich be-

kommen. Tatsächlich galt es wegen verminderter Schuldfähigkeit als Totschlag. Was genau seine Schuldfähigkeit vermindert haben sollte, war mir immer noch schleierhaft, und bis heute konnte es mir niemand so erklären, dass es für mich mehr war als eine geschickt vorgetragene Ausrede seiner Verteidigung. Aus meiner Sicht verdiente er es, eingesperrt zu bleiben, bis zu seinem letzten Tag, und je eher der kam, desto besser.

Die Todesstrafe hatte er um ein paar Jahre verpasst. Allerdings war er neunzehn gewesen und hatte eine »Geistesstörung« (hatten nicht alle Mörder einen gestörten Geist?), also hätten sie ihn wahrscheinlich sowieso nicht aufgeknüpft. Stattdessen hatten sie seine Beweggründe genannt und über sie spekuliert; sie hatten ihn in den Mittelpunkt gerückt, hatten ihm Zeit und Hilfe und Rücksicht angedeihen lassen, obwohl sie nichts davon gehabt hatte. Er war von seinen Trieben überwältigt worden, hieß es; »er konnte sich nicht beherrschen«, hatte der Anwalt erklärt. Und wenn der Unterschied zwischen Mensch und Tier, zwischen Zivilisation und Barbarei in der Fähigkeit lag, sich zu sagen, dass man nicht tun konnte, wonach einem gelüstete, weil diese Taten Konsequenzen nach sich ziehen würden, dann war er ein Tier.

Davon war ich überzeugt. Am Ende war er nicht gehängt worden, aber so oder so gab es für mich keinen Zweifel. Man solle sie in die Gesellschaft wiedereingliedern, so die Lehrmeinung. Für eine Weile ins Gefängnis, dann wieder raus, geläutert, bereit zu beweisen, dass sie dazugelernt, dass sie verstanden hatten, dass sie so etwas nie wieder tun durften. Dann gratuliere, schön für sie, was wollten sie für ihre Zurückhaltung, eine Trophäe, eine Willkommensparade, erwarteten sie einen Preis? Es war Preis genug, dass sie noch nützlich sein, noch etwas Positives bewirken konnten. Er konnte jetzt alles machen. Er konnte weg-

ziehen und seinen Namen ändern: Niemand würde wissen, wer er war oder was er getan hatte. Er konnte sich eine Arbeit suchen und eine Familie gründen und Strandspaziergänge machen mit einem flauschigen Welpen, den ihm ein Freund geschenkt hatte. Er würde an einem heißen Tag ein Glas kaltes Wasser genießen, von seinem warmen Bett aus ein Gewitter hören, seine Wange auf die frische Seite des Kissens legen können. All das würde Providence nie mehr erleben, weil es ihr genommen worden war, so endgültig wie ein Schemel unter dem Galgen weggetreten wurde. Auge um Auge würde sie nicht zurückbringen, aber ich würde mich dadurch besser fühlen.

Mit Gammas Tasche zwischen den Füßen stand ich gegenüber vom Haupttor. Regen prasselte auf meine Schuhe. Hinter der Mauer stand ein schwarzer Gefangenentransporter neben einer Reihe Polizeiwagen und einem Anhänger. Menschen unter schwarzen Regenschirmen eilten vorbei. Ich spannte meinen auch auf und wartete. Der Haupteingang erinnerte an ein Falltor mit seinem Eisengitter über dem großen quadratischen Holztor. Es erschien unmöglich, dass er bald dort auftauchen sollte. Wenn ich es hier tun würde, hätten die Leute nachher Mitgefühl für mich? Würden sie begreifen, dass ich meine Gründe hatte? Natürlich hatte ich meine Gründe. Aber es waren Jahre vergangen, und Groll zu hegen war ungebührlich für eine Frau; sie hätte darüber hinwegkommen müssen, würden die Leute sagen; er hat seine Zeit abgessen, er hat gebüßt, so sind die Gesetze, ob es ihr gefällt oder nicht, dieser traurigen Person, die mit der Vergangenheit nicht abschließen konnte.

Ich hatte versucht, damit abzuschließen. Ich hatte unser Dorf in Devon verlassen, war in ein anderes County gezogen; ich hatte geheiratet, hatte Philippa bekommen, Joe bekommen, hatte geglaubt, dadurch könnte ich reinen Geistes werden, wie

Mütter es sein sollten. Aber er war mitgekommen; er hielt mich noch genauso in seinen Klauen wie zuvor. Mit der Zeit hatte ich mich antrainiert, mich nur noch einmal am Tag mit ihm auseinanderzusetzen. Meine Ärztin hatte mir geraten, mit einer Stunde anzufangen. In dieser Stunde sollte ich allein dazusitzen und in allen Einzelheiten durchgehen, was meiner Schwester widerfahren war, sollte es durch meine Finger rinnen lassen, bis nur noch feines Pulver übrig blieb: was er ihr angetan hatte, jedes echte und vermutete Detail, ihre wachsende Panik, ihre Schmerzen, wann genau ihr bewusst geworden war, dass sie sterben würde – hatte sie nach mir gerufen? Danach wusch ich mir das Pulver aus den Haaren und von den Händen, machte mit allem weiter, was getan werden musste, und dachte nicht mehr an ihn bis zum nächsten Tag, wenn die Stunde anbrach und alles von vorn durchgesiebt werden musste. Bald verkürzte sich die Zeit auf eine halbe Stunde, auf zwanzig Minuten, auf zehn, meine Gedanken wurden nicht weniger, aber in diesen neuen Zeitrahmen gezwängt, klein zusammengepresst, jetzt erkennbar für mich, ohne die Macht, mir einen Schlag ins Innerste zu versetzen.

Ich hatte genug davon, an diesen Mann gebunden zu sein. Mit ihm eingesperrt zu sein. Er hatte zu viel von meinem Leben gehabt, und ich von seinem. Es konnte kein Universum geben, in dem wir beide überlebten.

Ich konzentrierte mich auf das Tor. Ich fürchtete, wenn ich den Blick auch nur für eine Sekunde abwendete, würde er herauskommen, und ich würde es verpassen. Es erschien mir bedeutsam, seine Entlassung mitanzusehen, den genauen Moment, in dem er von einem gefangenen zu einem freien Mann wurde. Mehrere Menschen betraten und verließen das Gefängnis, aber er war nicht darunter. Ein Lieferwagen hielt vor dem

Gefängnis und versperrte mir die Sicht. Als ich langsam unruhig wurde, stieg jemand aus, und der Lieferwagen fuhr weiter. Das Tor blieb geschlossen. Langsam fragte ich mich, ob es ein Fehler war, ob Catriona sich geirrt hatte. Ich stellte mir vor, wie ich nachher nach Hause kommen und ihre Nachrichten auf dem Anrufbeantworter abhören würde. Bei der Aussicht auf Philipphas Fragen über die erfundene Peggy fühlte ich mich plötzlich erschöpft. Meine Familie, meine kostbare Familie in ihrer Schneekugel, hundertfünfzig Kilometer entfernt. Es war noch nicht zu spät, um zurückzufahren. Ich könnte es noch tun. Vielleicht hatte ich nur hier sein müssen, an diesem Tag, an der Schwelle zu meinem Ziel, um zu begreifen, dass ich es nicht zu Ende bringen musste. Ich tastete diese Möglichkeit ab wie eine Verbrennung, drückte an ihren Rändern, um zu sehen, wie sehr es schmerzte, und der Schmerz war zu groß, als dass dieser Gedanke richtig sein konnte.

All das ging mir durch den Kopf, als er endlich erschien. Er kam aus dem Nichts, tauchte aus dem Hintergrund auf wie Treibgut auf dem Wasser. Ein starker, metallischer Geschmack legte sich auf meine Zunge wie die Nachwehen von Nasenbluten. Sonst änderte sich nichts. Ich atmete weiter. Ich stand weiter da. Menschen gingen vorbei, keiner stolperte über das unsichtbare Band, was sich doch zwischen uns spannen musste. Es erschien mir unfassbar, dass er sich nicht umdrehte und mich sah, dass er meine Gegenwart und meine Absichten nicht mit Wucht spürte. Aber er tat es nicht. Mehrere Polizisten umringten ihn. Er schüttelte ihnen die Hand. Jemand gab ihm ein Bündel, möglicherweise Kleidung. Ein anderer klopfte ihm auf die Schulter wie einem amerikanischen Sportler. Mit seiner Tasche in der Hand trat er auf die Straße.

Und einfach so war James Maguire frei.

Der Regen fiel als feines, eisiges Nieseln. Er schien Maguire nichts auszumachen. Er trug ein weißes Shirt, die Ärmel weit über die Ellbogen hochgekremgelt, und hellblaue Jeans mit einem Schlitz auf jedem Oberschenkel, der aussah wie ein liegender Sichelmond. Sein dichtes Haar war glatt zurückgekämmt. Sein Gesicht war blutleer, seine Haut kreidebleicher als in meiner Erinnerung, und er war größer, seine Schultern gebeugter, als hätte er viel Zeit damit verbracht, auf den Boden zu starren. Aber er bewegte sich noch genau wie früher, in einer schiefen Haltung, die träge und desinteressiert wirkte. Vor Gericht hatte es ihm zum Nachteil gereicht, beim Hereinkommen so vollkommen unbekümmert zu wirken, als wäre es nichts Ernstes als ein Kinobesuch für einen Film, den er eigentlich nicht sehen wollte. Das und seine kalten Augen unter den schweren Lidern. Ich wartete darauf, dass sich der Blick dieser Augen auf mich richtete.

Was würde er tun, wenn er mich sah? Ich hatte mich in den zwanzig Jahren bewusst verändert: eine andere Frisur, ein anderer Körperbau, eine Brille, die ich eigentlich nicht brauchte –, außerdem traute ich ihm durchaus zu, dass er mich aus seinem Gedächtnis verbannt hatte. Während ich mir jede Kontur seines Gesichts, jede Pore seiner Haut eingepägt hatte, hatte er mich während des Prozesses kein einziges Mal angesehen und mir gezeigt, dass er zugab, was er getan hatte, und dass es ihm leidtat. Stattdessen hatte er auf der Anklagebank gesessen und geradeaus gestarrt, mit den langen Fingern einer Hand über die rissigen Knöchel der anderen gestrichen, Ja Ma'am und Nein Ma'am geantwortet und keine Gefühlsregung gezeigt, als er mit seinem grauenhaften Verbrechen konfrontiert wurde. *Seinem* Verbrechen, allein seinem. Er konnte noch so sehr versuchen, einem anderen Mann die Schuld zu geben, aber er und kein an-

derer hatte diese furchtbare Tat begangen, und er besaß nicht den Mut, den *Anstand*, es einzugestehen. Die Geschworenen befanden, dass es ihm an Reue fehlte. Das immerhin war richtig. Seine Verteidiger sagten, das sei Teil des Problems, er würde nicht verstehen, was er getan hatte. Ich glaubte das nicht. Ich glaubte, dass er es genau verstand, es immer verstanden hatte, und es machte auch keinen Unterschied.

Ich schloss den Regenschirm. Kalter Nebel legte sich auf mein Haar. Maguire zog eine Jacke an, aus einem schmierigen grünen Material mit einem Logo auf der Brust, das ich nicht erkannte. Die Stirn gerunzelt, die Hände um das Feuerzeug gewölbt, zündete er sich eine Zigarette an. Er nahm einen langen Zug, blies den Rauch als schmale Fahne hoch in die Luft, dann hob er das Gesicht dem Himmel entgegen und schloss die Augen, während die Zigarette in seiner Hand abbrannte. Es störte mich, wie er diese Zigarette genoss. Mir kam der Gedanke, dass viele Dinge ihm Genuss bereiten würden. Soll er seine Zigarette haben, dachte ich, und betrachtete seinen gestreckten Hals mit dem Adamsapfel, an den ich ein Hemd hätte aufhängen können. Sollte er mitnehmen, was er konnte, von den Stunden, die ihm blieben.

Eine Weile lang blieb er so stehen, dann öffnete er die Augen, wandte sich um und ging die Straße entlang. Ich beeilte mich, mit ihm Schritt zu halten. An meiner Ferse rieb der Schuh über eine Blase. Maguire bewegte sich schneller, als ich vorausgesehen hatte, seine Jacke huschte vor mir her. Ich hatte erwartet, dass er durch die Jahre im Gefängnis langsamer geworden war, durch diese dahinschleichenden, leeren Tage, das Aufgehen und Untergehen der Sonne vor dem backsteingroßen, vergitterten Fensterchen. Entweder das, oder er würde sich zumindest als unwürdig empfinden, jetzt, in Freiheit, mit normalen

Menschen Schritt zu halten, als würde er zu ihnen gehören, ein Mann auf dem Weg zur Arbeit oder zu einem Termin. Aber so ein Mann war er nicht. Oder doch? Zu meiner Überraschung blieb er vor einem Menzies stehen und sprach dort mit einer Frau. Sie war jung, nicht älter als achtzehn, und trug ein rot-schwarz kariertes Holzfällerhemd. Ein dunkler Zopf hing ihr über den Rücken. Ich nahm an, dass sie ihm eine Straßenzeitung verkaufen wollte, aber stattdessen nahm sie ihm das Bündel ab, worauf ein kurzer Wortwechsel folgte, weil er damit scheinbar nicht einverstanden war. Dann machten sie sich auf den Weg zur Bushaltestelle, wobei sie einen halben Schritt vor ihm ging. Ich fragte mich, ob sie eine dieser Frauen war, die Mördern im Gefängnis schrieben: *Er hatte etwas Besonderes an sich, alles, was er wollte, war eine Freundin. Gott hat mir gesagt, ich solle für ihn da sein.* Aber ihr Verhalten passte nicht dazu. Sie drehte sich immer wieder nervös um, als wollte sie es ihm ja recht machen. Er schien sie loswerden zu wollen.

Wir warteten auf einen Bus. Ich achtete darauf, mehrere Personen zwischen uns zu haben, trotzdem war ich ihm so nah, dass ich die Regentropfen auf seiner Jacke und einen Pickel an seinem Kinn erkennen konnte.

Der Bus kam und ließ Wasser aufspritzen. Ein Mann mit einer burgunderroten Aktentasche drängte sich vor mich. Durch die beschlagenen Fenster sah ich, wie die beiden im Bus nach hinten gingen. Ich nahm mit zitternden Händen Geld aus meiner Tasche und gab es dem Fahrer. Auf dem Weg durch den Mittelgang drehte ich den Kopf weg, aber die beiden sahen ohnehin auf den Gehweg. Die junge Frau knibbelte an ihren Fingernägeln.

Ich setzte mich hinter sie. Ich hätte ihn berühren können. Fast hätte ich es getan, ich stützte das Handgelenk auf dem

Haltegriff vor mir ab, seine Schulter war nur einen Fingerbreit entfernt. Aber dann drückte ich Gammas Tasche fest an mich. Wohin fuhren wir? Ich vertraute darauf, dass die Vorsehung auf meiner Seite war und mich begleiten und mir den Weg weisen würde. Und dass James Maguire und ich allein sein würden, wenn unsere Zeit gekommen war, nur er und ich, wie es sein sollte – ohne diese Frau oder irgendwen sonst –, und er mich dann erkennen würde. Er würde mich sehen und wissen, wer ich war.

Im letzten Moment, bevor ich es tun würde, würde er es wissen.